

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 21 (1948-1949)

Heft: 10

Artikel: Von der Wertschätzung und der Missachtung des Lehrerberufs

Autor: Schmid, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Wertschätzung und der Missachtung des Lehrerberufs

Von Dr. Paul Schmid, Zürich

Vorbemerkung: Wir haben bereits früher die Gelegenheit wahrgenommen auf die vorzügliche, kleine Schrift des Zürcher Schuldirektors Dr. P. Schmid „Die Not des Lehrers als Erzieher“ (64 S., NZN-Verlag, Zürich) hinzuweisen. Heute freuen wir uns in der Lage zu sein nachfolgend ein besonders charakteristisches Kapitel jener Schrift unsern Lesern darbiehen zu können.

Aus meiner frühesten Jugend ist mir ein Ereignis in lebhaftester Erinnerung geblieben. Der Eindruck, den es mir damals machte, war so stark und nachhaltig, dass es meine Berufswahl entscheidend zu beeinflussen vermochte und mich früh schon mit einem gewissen Lebensernst erfüllte.

Ein halbes Jahrhundert beinahe wirkte in unserer Gemeinde ein Lehrer. In jungen Jahren trat er sein Amt an, und als ich zu ihm in die Schule ging, mochte er ein rüstiger Siebziger gewesen sein. Als eine markante Gestalt weiterherum bekannt, war er ein Schulmeister, den man sich aus dem Dorfleben nicht wegdenken konnte. Wer sein humorvolles, herbes und doch so gütiges Wesen kannte, musste ihn lieb haben, und wenige unter den vielen Generationen, die durch seine Schule gegangen waren, mochte es geben, die ihn nicht geliebt und verehrt hätten.

An einem Sommerabend — es war ein schwüler Tag gewesen — ging die traurige Kunde von Mund zu Mund, der alte Lehrer sei gestorben. Irgendwo hätte ihn „der Schlag“ getroffen. Abends brachte man den Toten heim. Man kann sich kaum eine traurigere Kundgebung vorstellen als jene, die sich beim Empfang des Dahingeschiedenen ereignete. Und dann erst die Totenfeier! Alt und jung waren untröstlich über den Verlust. Kinder weinten, Väter und Mütter nicht minder. Nie mehr in meiner früheren Jugend habe ich wieder etwas so unsagbar Trauriges erlebt.

Wenn ich es nicht wüsste: jenes Erlebnis hätte es mir zum Bewusstsein gebracht, dass es um einen guten Lehrer doch etwas Grosses sein muss. In Liebe mit seiner Gemeinde verbunden, hat er, mehr vielleicht als ein anderer, teil am Geschehen seines engern Wirkungskreises. Ist er einmal nicht mehr, dann hinterlässt er in manchen Herzen Trauer, Wehmut und Schmerz. Man geht und kommt, und das Leben nimmt seinen Lauf, und die Menschen kümmert es nicht: aber wo ein guter Lehrer nach längerem treuen Wirken aus seinem engern Kreise scheidet, da steht das Leben eine Zeitlang still, und Wehmut tönt überall durch jeden Gruss, schmerzlich süß wie jenes: „Bleib bei uns, denn es will Abend werden.“

Ja, es ist etwas Grosses um einen verdienten Lehrer, der sich die Liebe der Jugend und die Achtung und Hochschätzung seiner Gemeinde erworben hat. Unschätzbar und unbezahlbar sind seine Verdienste. „Gold und Silber wiegen sie nicht auf“, sagt Federer. Auch Erasmus spricht von den Verdiensten und bekennt sich zur hohen Würde des Berufes, wenn er in einem Brief an Sapidus, den Rektor einer Schule in Schlettstadt, schreibt: „Bedenke, dass Dein Amt

dem eines Königs in bezug auf die Wirksamkeit am nächsten kommt. Es ist herzerhebend, die Jugend mit so schönen Kenntnissen und mit den Grundsätzen der Religion auszurüsten und dem Vaterland rechtschaffene und gute Bürger zu bilden. Nur die Toren verachten ein Amt, das in der Tat so glänzend ist.“¹

Diese Wertschätzung des Lehrers und seines Berufes ist heute — leider — selten geworden. Sie war natürlich auch damals nicht Allgemeingut, und manches Zitat liesse sich auch aus „der guten alten Zeit“ anführen, in dem der Schulmeister lächerlich gemacht wird und Gegenstand des Spottes und des Hohnes ist. Dass es aber bis heute um dieses Ansehen nicht viel besser geworden ist, und dass nur selten Stimmen grosser Männer laut werden, die dem Volk und seinen Lehrern die Würde des Berufes eindringlich zum Bewusstsein bringen, ist bedauerlich. Es wäre zur Hebung des Standes wohl wünschenswert, dass Dichter und Schriftsteller in vermehrtem Masse auf die Grösse und Schönheit der Aufgabe, die Jugend zu bilden und zu erziehen, hinwiesen und den Idealtyp des Lehrers zum Gegenstand der Dichtung machten, statt immer wieder seine Unzulänglichkeiten zu betonen, und ihn als bedauernswerte, spießbürgerliche Gestalt darzustellen. Wenn er mancherorts in diesem unerfreulichen Rufe steht, dann ist er selbst zwar nicht ohne Schuld; ebenso gewiss aber trägt auch das im Volk bestehende Vorurteil gegen den Lehrerstand dazu bei, dass dieser sich nicht besser zu emanzipieren und vermehrte Achtung zu erlangen vermag. Man kann nur mit Bedauern feststellen, wie gering man oft die Arbeit des Lehrers einschätzt. Wer von ihm spricht, denkt an die Ferien, mit Wehmut und Sehnsucht an die eigenen, so kurz bemessenen, und mit Neid an die des Schulmeisters. Nicht der idealen Aufgabe, sondern eben der Ferien wegen betrachten viele Laien den Lehrerberuf als den schönsten: er ist es für sie aber auch deshalb, weil hier, wie jene glauben, keine ernste Arbeit geleistet werden muss. Und doch hört man Eltern immer wieder sagen: „Es ist gut, dass der Junge bald in die Schule muss, dann hat man seine Ruhe.“ Also: man schickt ihn dem Schulmeister, der soll ihn haben und mit ihm und noch 40, 50 andern fertig werden. Und da lächelt man über den Lehrer, der es doch „so schön“ hat und „das halbe Jahr“ Ferien macht! Von einer richtigen Einschätzung seiner oft dornenvollen und mühseligen Tätigkeit ist wenig zu bemerken. Viele Eltern, die mit einem oder zwei Kindern ihre liebe Not haben, betrachten die Arbeit des Lehrers, der sich täglich mit einer Schulstube voll abmühen muss, als ein Kinderspiel. Man nimmt sie nicht ernst und betrachtet sie als Spielerei. Wohl gibt es Lehrer, die an ihrer Bürde so leicht wie möglich tragen — jeder Stand hat seine Ausnahmen —, wer aber seine Pflicht wirklich tut, der ist in der Tat nicht zu beneiden. Dieser Meinung waren schon die alten Heiden, die das

¹) Erasmus: Über die Höflichkeit der Sitten

Sprichwort prägen: „Wen die Götter hassen, den machen sie zum Schulmeister.“ — Wohl um ihn zu strafen mit der Bürde seines offenbar doch nicht so leichten Amtes. Der Lehrer ist also nicht der Mann, der geboren wird, Ferien macht und dann stirbt. So leicht wird ihm das Leben nicht gemacht, ansonst es mindestens unbegreiflich wäre, warum sich nicht mehr junge Leute das Vergnügen eines so unbeschwerten Daseins gönnen. Gegen die Sorglosigkeit des Berufes spricht übrigens auch die Tatsache, dass der Lehrer relativ früh altert, und die Statistik führt einen erschreckend hohen Prozentsatz nervenkranker Lehrer an. Es ist nicht anzunehmen, dass Bequemlichkeit und Langeweile solches bewirken. Gönnte man dem Lehrer die scheinbar so reichlich bemessene Zeit der Erholung und Ausspannung nicht, dann wäre seine seelische Widerstandskraft sehr bald erschöpft, was unabsehbare Folgen für die Erziehung haben müsste. Ferien und Freizeit sind für ihn — so soll es wenigstens sein — eine Zeit, in der er seine Kenntnisse und sein Wissen bereichert, insbesondere aber Tage der innern Sammlung und der Besinnung. Diese Zeit der Musse und der Ruhe soll für ihn eine Quelle der Kraft, des Glaubens und der nie erlahmenden Hoffnung werden, damit er reichlich besitze, was sein Beruf täglich in so hohem Masse von ihm fordert.

Ein aus dem 15. Jahrhundert stammender „Seelenführer“, ein Gebets- und Erbauungsbuch dieser Zeit, ermahnt: „Man soll die Lehrer der Jugend so hoch achten als die Obrigkeit, denn sie haben saure Arbeit und Mühe, wenn sie die Kinder in christlicher Zucht und Ordnung halten wollen.“

Die Mühen des Lehrers von heute sind keineswegs geringer geworden, und so verdienen sie nicht weniger gewürdigt zu werden als damals. Gewiss, der Lehrer verlangt keine Sonderstellung und noch weniger erhebt er Anspruch auf „obrigkeitliche Ehrerbietung“; was er aber mit Recht fordert, das ist eine vorurteilsfreie Wertschätzung seiner Arbeit, was zweifellos auch dem sozialen Ansehen des Lehrerstandes förderlich wäre. Es gibt bedeutende Männer, die die Hebung des Lehrerstandes als ein dringliches Postulat betrachten. Kein Geringerer als Thomas Mann äusserte sich kürzlich: „Ein Lehrer muss freilich ein Lehrer, ein Fachmann von geschulter pädagogischer Begabung sein; es genügt nicht, dass er ein Dichter sei oder ein Freund der Dichter. So muss es bleiben. Was sich aber ändern sollte, wenn es nach mir ginge, das wäre die bürgerliche Stellung, das soziale Ansehen der Lehrer; es sollte sich mit dem Namen des Lehrers ein viel glänzenderer gesellschaftlich höherer und noblerer Begriff verbinden als bisher. Dann würde gleichzeitig vieles andere sich ändern... Als ob nicht alle Schulreform genau hier zu beginnen hätte! Als ob es nicht um die Schule selbst, um ihren Geist, ihre Grundstimmung ganz anders bestellt wäre, wenn die Lehrer sozial bevorzugte, saturierte, überlegene, wohlwollende, mit Musse und den Mitteln zur Kultivierung dieser Musse reichlich ausgestattete Männer wären...“

Das also müsste der Lehrer sein: Eine gebildete, nach innen und aussen kultivierte Persönlichkeit, der es, frei von materiellen Sorgen, erlaubt und möglich sein sollte,

immer tiefer in die Welt des Geistes einzudringen, um aus dem Leben im Geiste dem Volk durch seine Jugend jene Werte vermitteln zu können, deren es zu seiner höhern Existenz bedarf, eine Persönlichkeit, der es vermöge ihrer überlegenen geistig-sittlichen Haltung vergönnt wäre, im kulturellen Leben führend zu sein. Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es von seiten des Volkes und seiner repräsentativen kulturellen Vertreter des Wohlwollens, des Vertrauens und vor allem des Glaubens an die hohe Mission des Lehrerberufes. Von seiten der Lehrerschaft aber sind grösste Anstrengungen notwendig, um sich der Achtung und des Vertrauens würdig zu erweisen. Für die Erhaltung und Förderung der Kultur wird sie kraftvoll sich einsetzen und, wenn notwendig, durch die Tat beweisen, dass es ihr ernst ist mit dem Kampf um den Bestand der religiösen, geistigen und sittlichen Werte. Sie wird ihre Stimme erheben, wenn die Freiheit des Glaubens auf dem Spiele steht, wenn Sklaverei und Knechtschaft wider den Geist ihr Haupt erheben, wenn der Sittlichkeit, des Volkes Kraft und Stärke, Gefahren drohen. Hier in vorderster Front zu stehen, sei der Lehrerschaft heiligste Pflicht.

So wichtig nun die Haltung der Körperschaft für das Ansehen des Standes auch ist, so scheint mir doch jene des Einzelnen ausschlaggebend zu sein. Der Lehrer wird sich zwar auch in Zukunft um fachliche Tüchtigkeit bemühen, aber er wird vermehrt auf seine „Lehreruntugenden“ achten und sich davor hüten müssen, ganz und ausschliesslich nur Schulmeister zu sein. Er sollte es vor allem ausserhalb der Schulstube weniger sein und im Verkehr mit den Erwachsenen grosszügiger, weitherziger und weltoffener, in Gesellschaft freier und weltmännischer werden, nicht eitel und dünnköpfig, Gott bewahre, sondern so, wie es sich für einen gebildeten und aufgeschlossenen Menschen geziemt, kurz, der Lehrer soll eine Persönlichkeit sein und diese durch seine ganze Lebensführung und -haltung zum Ausdruck bringen. Dann wird sich mit seinem Namen von selbst ein „höherer Begriff“ verbinden, von selbst sich die rechte soziale Stellung ergeben und ihn in jenen bürgerlichen Rang erheben, der ihm als Träger und Vermittler höchster Lebenswerte zukommt. Nicht aus Eitelkeit und der persönlichen Ehre wegen ist diese Aufwertung der Lehrerpersönlichkeit wünschenswert und notwendig, sondern einzig und allein um der Sache willen. Die Jugend recht zu bilden und gut zu erziehen ist eine so verantwortungsvolle und erhabene Aufgabe, dass sie nur von den Tüchtigsten des Volkes übernommen werden soll und kann. Für diesen Dienst an der Jugend aber werden wir eine solche Elite nur gewinnen, wenn sie vom Volk auch wirklich anerkannt, wenn sie materiell und ideell wirksam unterstützt wird und sich einer solchen Hochachtung und Wertschätzung erfreut, dass sie mit Begeisterung an diese Aufgabe herangehen und sie mit Hingabe erfüllen kann. Kein anderer Beruf — ausser dem ärztlichen vielleicht — hat so viele künstlerische Talente, eine so stattliche Zahl von Dichtern und Schriftstellern hervorgebracht wie der Lehrerstand — was immerhin andeuten mag, dass jener Hinweis auf die Elite des Volkes nicht von der Hand zu weisen ist. Aber sie sollte

der Schule auch erhalten bleiben! Statt dessen aber sehen sich viele veranlasst, auf das Schulmeisteramt zu verzichten, um einer freieren, geschätzteren und damit auch befriedigenderen Beschäftigung nachzugehen — keineswegs immer zu ihrem Vorteil, meist aber zum grossen Nachteil für die Schule. Und so wäre es höchst wünschenswert, dass alles getan wird, um ihr die wertvollsten Kräfte zu sichern.

Ein Volk, das seine Lehrer achtet, ehrt sich selbst und

leistet der Erziehung grosse Dienste. Wo diese Achtung der Eltern fehlt, da mangelt es den Kindern an Ehrfurcht, da schwindet die Autorität des Lehrers. Ohne diese aber kann er nicht erziehen. Und so liegt es im Interesse des Volkes, dass die Lehrerschaft sich aufs engste mit ihm verbunden und sich von ihm geliebt und geachtet weiss. Dann wird sie ihm auch mit Liebe dienen und sich mit Freude seiner allzeit vornehmsten und schönsten nationalen Aufgabe verpflichten: der Bildung und Erziehung seiner Jugend.

Als Stellvertreter

Erkenntnisse und Bekenntnisse
eines Lehrers

Von Hans Steinemann¹

Als ich wiederkam

Zwanzig Jahre hatte ich in einem Dorfe Schule gehalten, schlecht und recht, aber vielleicht doch mehr schlecht als recht. Dann verliess ich freiwillig die Schule, um anderswo und anderswo zu dienen. Sechzehn Jahre lang dauerte der Unterbruch, währenddem ich keine Schule hielt. Mit dem Beginn des Krieges gabs grosse Lücken im Lehrkörper und da übernahm ich Stellvertretungen. Im Laufe des Krieges kam ich in 16 verschiedene Schulgemeinden und in 20 Schulklassen. Es waren Stellvertretungen in kleinen und grossen Dörfern, im abgelegenen Bergwinkel oben und in der Stadt.

Als ich wiederkam und nach vollen 16 Jahren wieder einmal eine Schulstube betrat, merkte ich erst, wie ich der Schule entfremdet worden war. Ich hatte doch von ihr Abschied genommen auf Nimmerwiedersehen. Nur durch die eigenen Kinder war ich lose mit ihr verbunden geblieben. Aber der lange Unterbruch hatte auch sein Gutes. Ich war vorher allzustark mit der Schule verbunden. Ich war ja Schulmeister mit Leib und Seele. Nun stand ich plötzlich wieder vor einer Schulklasse. Die Gemeinde, die Kinder und der Lehrer waren mir völlig unbekannt. Ich betrat also Neuland. Der Amtsantritt schon in der ersten Stelle und auch später immer wieder brachte köstliche und komische Momente. Da war die Spannung bei den Kindern immer recht gross, wenn wieder ein „Neuer“ kam. Die Kinder merkten nicht und wussten nicht, wie stark ihr „Neuer“, von dem sie zuerst auf dem Platze, dann im Schulhause und zuletzt noch im Zimmer riefen „er kommt — er kommt“ innerlich auch gespannt war. Das war für mich immer wieder etwas ganz Feines, einer Schar Kinder in dieser aussergewöhnlichen Spannung gegenüber stehen zu können. Die Schüler sind in solchen Augenblicken entschieden im Vorteil. Sie sitzen in gesicherter Stellung in ihren Pulten. Sie fühlen sich als Masse stark. Sie sind vertraut mit dem Raum. Sie beziehen Verteidigungsstellung in ihren Bänken. Sie haben in diesem gesicherten Halt schon manchen Angriff und Kampf bestanden. Nicht nur durch sie als die gegenwärtige Klasse fühlen sie sich stark durch die kompakte Masse, wie sie das Schulzimmer füllt. Sie füh-

len sich zugleich auch unbewusst als Träger einer beinahe geheiligten oder doch zum mindesten gesicherten, bewährten Tradition des Dorfes. Sie sind das Prägebild des Lehrers, der vielleicht schon während 25 Jahren der Dorfjugend den Stempel aufgedrückt hat. Und dieser Stempel gilt. Er gilt bei Jung und Alt.

Der Stellvertreter aber kommt als Fremdling, als Neuling und erst gar noch als Sonderling; denn wenn er ein normaler Mensch wäre, so käme er doch nicht als Lückenbüsser. Als Normaler hätte er doch auch irgendwo eine normale Stelle gefunden. Es ist wohl wahr: dem Stellvertreter geht ein dunkler Schatten voraus. Wer aber innerlich froh und frei zur Arbeit antritt, den trifft der Schatten nicht. Die Art der Hochspannung war bei den Kindern ganz anders als bei mir. Sie waren gespannt auf mich, auf meine Art, wie ich Schule halten werde, ob ich sie wohl mit Ruten oder mit Skorpionen züchtigen werde. Ich dagegen war gespannt auf die Schule als Ganzes, auf ihre besondere Eigenart, was den Charakter der Kinder betraf. Von einer muntern Kinderschar begrüsst zu werden, ist etwas Herzerquickendes. Wer schon oft im Verhältnis 1:200 oder 1:500 und mehr Erwachsenen gegenüber gestanden ist, den berührt es nicht mehr so stark, wenn er nun vor einer Klasse von 30 Kindern steht. Als ich das erstemal als Stellvertreter vor die Klasse trat, war ich nicht beschwert mit Unterrichtsplänen und nicht belastet mit einer mühsam konstruierten Präparation. Ich war frei. Ich kannte also weder den Lehrer, noch die Schüler, weder die Behörde, noch die Dorfgenossen. Weder positive noch negative Voreingenommenheit bedrückten mich. Völliges Neuland betreten ist etwas unbeschreiblich Feines. Das kennt der alte Routinier, der seit Jahr und Tag nach alter Schablone und unabänderlichem Schema im alten Geleise läuft, nicht.

Der andere Lehrertyp

Immer wieder war es mir ein herzerquickendes Erlebnis, mit einer muntern Kinderschar am Morgen den Unterricht beginnen zu können. Wir sangen zuerst ein Lied, dann betete ich und dann gings los. Wenn ich am Abend Kassensturz machte und nachprüfte, wie es um mein Gemüt und auch um das der Kinder stand, dann zeigte sich

¹) Vgl. Recension des Buches „Als Stellvertreter“ im vorliegenden SER-Heft